

www.waro-verlag.de

BARBARA IMGRUND

WILD WOMAN

AFRIKA IN MIR

Wako-Verlag
«Der etwas andere Verlag»

Umschlag:

© Umschlagfoto: **Erika Selander**

Korrigierte Neuausgabe
der 2010 im Ludwig-Verlag München erschienenen Originalausgabe
Wild Woman – Die Fremde in mir
© 2022 WaRo-Verlag Heidelberg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt, oder verbreitet werden.
Gesamtherstellung: WaRo-Verlag, Heidelberg

Anmerkung der Autorin: Das Foto mit Gepardenkater Aiko ist 2009 entstanden,
lange vor dem Addendum zum namibischen Tierschutzgesetz von 2012, in dem das
Berühren von Raubkatzen in Gefangenschaft verboten wurde.

ISBN 978-3-938344-47-7

www.waro-verlag.de

Der Gepard

Ich bin ein Geist. Gelb, gefleckt suche ich dich.
Ich bin der Wind, der durchs Buschgras streicht,
bin ein Traum, der nachts um dein Feuer schleicht.
Und ein mächtiger Wille erdachte mich.

Ich bin ein Raunen aus alter Zeit.
Hörst du nicht, wie ich vom Stirb und Werde
erzähle und singe vom Klagen der Erde?
Ich bin es, der tief in dir lautlos schreit.

Dies ist mein Land. Ich war vor dir hier.
Dies ist dein Land. Ich schenke es dir
unter schwarzen Tränen. Es ist dein Erbe.

Du lebst mit mir, und du stirbst, wenn ich sterbe.
Hüte es, hege es. Für mich und für dich.
Und dann sei wild, stark und frei. Wie ich.

Mondsüchtig

Schuld war wie immer der Vollmond. Ich hätte Stein und Bein geschworen, dass er das mit voller Absicht tat. Sehen konnte ich ihn nicht, aber natürlich wusste ich, dass er da oben am Himmel stand, in seiner fahlen, kalten Pracht, und auf mich herunterlachte. Um dann nach mir zu greifen, wieder einmal, mit Silberfingern, die durch die Vorhänge und übers Bett gekrochen kamen. Und nicht mehr loszulassen.

Ich gab es auf. Seit über zwei Stunden wälzte ich mich schon hin und her. Ohne Erfolg. Ich verwünschte den Mann im Mond und all die unschuldigen Schäfchen, die ich wieder und wieder gezählt hatte. Aber auch das half nicht. Es war immer dasselbe ... Ich schlug die Bettdecke zurück und stand auf. Das Zimmer begann sich ein wenig zu drehen. Das konnte ich schon. Niedriger Blutdruck.

Ich machte kein Licht, als ich in den Flur tappte. Auch hier: überall Vollmond. Vielleicht hätte ich die Rollos herunterlassen sollen, auch wenn ich mich dabei immer ein wenig eingesperrt fühlte. Ausgeliefert den gefräßigen Schatten, die nur darauf lauerten, mich mit Haut und Haaren zu verschlingen. Wer weiß, vielleicht verbarg sich in ihnen eine eigene Welt voller nächtlicher Kreaturen? Dann hatte ich doch lieber den Vollmond im Haus. Mich schauderte ein wenig, und ich verschränkte die Arme vor der Brust.

Natürlich hätte ich ins Bett zurückkehren können. Oder Licht machen. Oder ein Lied summen, wie es Kinder tun, wenn sie sich im Wald fürchten. Aber das konnte schließlich jeder. In den Ratgebern, die ich von Berufs wegen lese, steht immer, dass man seine Angst nicht überwindet, indem man vor ihr davonläuft. Angst ist überall. Man muss sich ihr stellen. Man muss mitten hindurch. Erst dann kann man sie hinter sich lassen. Das leuchtete mir ein. Also los: nur nicht kneifen. Augen auf und vorwärts. Und so folgte ich der Leuchtspur des Vollmonds weiter den Flur entlang. Den Schatten, der drüben vor der Haustür sein Maul aufsperrte, übersah ich geflissentlich. Weiter, weiter, und schnell an etwas anderes gedacht ...

Da kam mir der Schuhschrank zu Hilfe. Ich stieß so heftig mit dem großen Zeh dagegen, dass es leise knackte. Schmerz durchflutete mich wie eine heiße Welle. Ich stöhnte und griff mir an den Fuß, während ich mit der freien Hand an der Wand Halt suchte. Mit verzerrtem Gesicht wartete ich darauf, dass die Welle abebbte. Kein Gedanke mehr an die finsternen Nachtmahre in meiner Wohnung. Einundzwanzig ... zweiundzwanzig ... dreiundzwanzig ... Ich holte tief Luft und öffnete die Augen.

Da fiel mir auf, dass meine Wohnung im Halbdunkeln irgendwie fremd aussah. Wie ordentlich es hier war. Aufgeräumt. Alles lag an seinem Platz und nirgendwo sonst. Tagsüber fand ich das hilfreich, aber jetzt, nachts, wirkte es ein bisschen leblos. Sterbenslangweilig. Ich kam mir wie in einem Museum vor – einem, das ich vorher noch nie besucht hatte. Vielleicht gehörte ich ja auch zu all den toten Ausstellungsstücken? Ich rieb mir den Fuß, um mich zu vergewissern, dass ich noch lebte. Es tat schon viel weniger weh. Seltsam, welche Hirngespinnste einem die Nacht eingab, wenn man zu müde zum Schlafen war. Sie schärfte die Sinne, überreizte sie. Mit einem Mal betrachtete ich meine Wohnung mit vollkommen

neuen Augen. Katzenaugen. Keine Farben, nur Formen, und alles ein wenig zu gewollt. Zu eckig. Unrund.

Ich erinnerte mich an den vergangenen Tag. Er war kein besonderer gewesen, einer von vielen eben. Immerhin Sonnenschein, und das Anfang Januar, wenn der Winter am grimmigsten sein kann. Von Schnee allerdings weit und breit keine Spur. Das neue Jahr scharrte noch in den Startlöchern und wusste nicht so recht, wie es werden sollte, und der Papagei der alten Dame schräg über meiner Wohnung plapperte dazu, wie jeden Morgen. Zu-meist ahmte er Klingeltöne nach. Ich hatte mich schon oft gefragt, wo er all das nur aufschnappte. Wahrscheinlich hatte sein Frauchen ein Faible für Teleshopping und sah zu viel fern.

Bereits auf dem Weg von der Küche ins Arbeitszimmer, mit der Kaffeetasse in der Hand, stellte ich fest, dass ich schlechte Laune hatte. Schon wieder ein verunglücktes Manuskript, das ich druckreif texten sollte. Viel lieber hätte ich mich an die Übersetzung des Romans gemacht, der vor ein paar Tagen mit der Post gekommen war. Irgendetwas Launiges über eine Frau in den besten Jahren – also meinen. Dem Rückentext entnahm ich, dass sie Geister im Haus und eine nymphomane Mutter mit einem verhaltensgestörten Hund hatte. Wie spannend. Im Gegensatz dazu schlug ich mich mit Ratgebern herum, die entweder schlecht geschrieben oder schlecht recherchiert waren – oder beides. Oder mit Fachpublikationen, bei denen ich stur Anschläge und Erbsen zählen musste, um sie in die gewünschte Form zu bringen. Kurz gesagt: Ich half Büchern mit viel Mühe auf die Welt, um dann meinen Namen im Kleingedruckten des Impressums verschwinden zu sehen. Sicher, diese Arbeit musste irgendjemand erledigen. Nur vielleicht nicht ausgerechnet ich.

Als ich an den Schreibtisch trat, glückerte mir das bildschirmchonende Aquarium in meinem Computer entgegen. Meerespflanzen bogen sich in der sanften Dünung, Luftblasen stiegen empor, um an der Wasseroberfläche zu zerplatzen,

und bunte Fische schwammen hin und her. Darunter auch mein Liebling, der Rotfeuerfisch. Mit seinen Strahlenflossen segelte er durchs Wasser wie ein Vogel. Ein wenig verirrt, ein wenig verwirrt, aber frei. Da kam er gerade. Gegen den Strom. Natürlich. Ich setzte mich auf den Schreibtischstuhl, trank einen Schluck Kaffee und beobachtete ihn auf seinem Flug von rechts nach links. So lange, bis er davongeflattert war. Fisch hätte man sein müssen. Oder Vogel.

Bevor mein Blick ihm nach und aus dem Fenster fliehen konnte, blieb er an dem Papierstoß gleich neben der Tastatur hängen. All die eng beschriebenen Seiten schienen sich zu langweilen, darauf zu warten, dass sich endlich jemand um sie kümmerte. Ich verstand den stummen Wink und drückte schweren Herzens die Escape-Taste. Wie eine Fata Morgana verschwand das Aquarium vom Bildschirm und machte vielen schwarzen Buchstaben auf weißem Grund Platz. Hinter der Kapitelüberschrift »Was hindert Sie am Glücklichein?« blinkte ratlos der schwarze Balken und wartete auf Eingabe. Noch mindestens fünfzig Seiten bis Feierabend.

Fröstelnd kehrte ich aus der Erinnerung an den vergangenen Tag in diese schlaflose Nacht zurück. Mein Zeh hatte den kleinen Unfall unbeschadet überstanden. Ich tastete mich weiter durch das Halbdunkel. Der schwierigste Teil ist immer der Winkel zwischen Flur und Diele; hierher dringt nicht einmal der Vollmond. Dafür ist Platz für jede Menge Schatten. Die Kunst besteht darin, weder an die Wand noch an die Tür zu stoßen, die ins Wohnzimmer führt. Ich brachte diese gefährliche Passage ohne weiteren Zwischenfall hinter mich. Nun waren es nur noch ein paar Schritte, wieder freundlich begleitet vom Mondschein, der sich über die Balkontür Einlass verschafft hatte und mir quer durchs Zimmer entgegenstrahlte. Meine kalten Füße erspürten den flauschigen Läufer in meiner Lieblingsfarbe. Ich blieb stehen, weil das Orange so schön warm war, und ließ den Blick wandern, vom Fernseher

hinüber zum Sofa. Am Bücherregal blieb er schließlich hängen.

Ich folgte einem spontanen Impuls. Trat vom Läufer auf die kurzflorige, kühle Auslegeware – beige meliert – und ging die paar Schritte hinüber. Vor dem Regal kniff ich die Augen zusammen, um sie besser sehen zu können: meine Bücher. Meine Heiligtümer. In Reih und Glied standen sie da, fein säuberlich auf Kante, wie Soldaten einer Kompanie, die auf den nächsten Befehl warteten. Man sah ihnen nicht an, dass ich sie alle gelesen hatte. Sie wirkten vollkommen unberührt. Kein Eselsohr, kein Fleck, keine Anstreichung. Nichts sollte sie entweihen, auch wenn solche Gebrauchsspuren der gedruckten Geschichte vielleicht eine neue hinzugefügt hätten. Niemand sollte ahnen, dass sie schon einmal ihre Geheimnisse ausgeplaudert hatten. Dass diese Papierwesen lebendig wurden, sobald man sie aufschlug, dass manche von ihnen wahrhaftige Wirbelstürme heraufbeschworen und manche nur ein laues Lüftchen. Warum wollte ich sie eigentlich für mich allein haben? Ich wusste keine Antwort darauf, höchstwahrscheinlich, weil ich mir diese Frage noch nie gestellt hatte. Es war eben so. Ich war eben so.

Mir kam ein alberner Gedanke. Wie ein aufdringliches Insekt umschwirrte er mich ein paar Augenblicke, um sich dann zielstrebig seinen Weg in mein mattes Gehirn zu bohren. Dort summte er hin und her und wollte sich, da er nun schon so weit gekommen war, nicht wieder verscheuchen lassen. Im Gegenteil, je angestrenzter ich ihn loszuwerden versuchte, desto lästiger wurde er. Ich schloss und öffnete die Augen wieder, langsam, als könnte ich ihn auf diese Weise vertreiben. Fehlanzeige. Natürlich, denn Gedanken, besonders nach Mitternacht, sind oft recht widerborstige Quälgeister.

Dann hatte er mich so weit. Ich wollte es plötzlich selbst. Ja, ich war mir ganz sicher. Jetzt oder nie. Mit spitzen Fingern zog ich einen Roman aus dem Regal – freilich nicht ganz, nur

ein paar Zentimeter, um nicht gleich zu übertreiben. Immerhin, es genügte, um ihn wie einen ungehorsamen Soldaten aus der Reihe tanzen zu lassen. Ich trat einen Schritt zurück und betrachtete mein Werk. Es fühlte sich irgendwie gut an, unten in meinem Bauch, etwa einen Fingerbreit über dem Nabel. Es brachte schon ein wenig mehr Leben in die Kompanie. Doch es war nicht mehr als ein Anfang.

Mir fiel der Rotfeuerfisch aus dem Aquarium in meinem Computer ein. Er musste schwimmen, er brauchte Bewegung, sonst erstickte er. Genau wie ich, dachte ich. Und mit einem Mal schien mir ein zweites Buch, ein Ratgeber ein Stück weiter rechts, ebenfalls fehl am Platz zu sein. Ich spürte, wie meine Hand zuckte. Keine Frage: Dort konnte er nicht bleiben. Ich war bisher nur zu blind gewesen, um es zu sehen. Jetzt, im Schein dieses Vollmonds, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Rotfeuerfischschuppen. Dies war die Nacht, die Unruhe unter den Soldaten stiften sollte. Ich traf eine Entscheidung: Schluss mit den Halbheiten. Die Kompanie wartete auf Revolution. Wagemutig nahm ich das Buch aus dem Regal und legte es quer über seine Nachbarn. Achtlos sollte es aussehen, lässig. Selbstverständlich tat es das nicht. Aber ich übte ja noch.

Mein Blick blieb an einem Bildband hängen. Ein Prachtstück, Großformat, durchgängig vierfarbig. »Tiere« lautete der schlichte Titel, und auch wenn ich den Wälzer schon lange nicht mehr in der Hand gehabt hatte, stand mir unmittelbar der Leopard vor Augen, der sich im Mondlicht auf dem Cover räkelt. Seitdem ich denken kann, faszinieren mich Tiere. Immerhin bin ich die Tochter eines Jägers. Das Töten habe ich nicht von meinem Vater gelernt, aber die Pirsch. Ich habe Auerhähne auf der Balz belauscht und Murmeltiere beim Spielen beobachtet; ich weiß, wie Fuchslosung aussieht und ein Büschel Winterhaar vom Reh. Doch mein Herz schlägt für anderes Wild. Wilderes Wild. Raubkatzen, die fauchen und brüllen: Löwen, Tiger, Leoparden ... und Ge-

parden. Vor allem sie haben es mir angetan, die Geflechten mit den schwarzen Tränenstreifen unter den Augen. Ich kann mich an diesen Gesichtern nicht sattsehen. Ich wusste lange nicht, warum.

Ich nahm das Buch aus dem Regal und stellte es aufrecht vor mich hin – so, dass wir auf Augenhöhe waren. Der Leopard, der Mond über seinem Kopf und ich. Nur wir drei. Es gab kein Entrinnen. Der Raubkatze schien es nichts auszumachen. Gelassen ruhte ihr Blick auf mir. Sie zuckte nicht einmal, als ich ihr über die Pranke strich. Behutsam, um sie ja nicht zu reizen. Sie ließ es geschehen, als gefiele es ihr, und ich meinte fast, sie vor Behagen schnurren zu hören. Wie der Leopard so dalag, wohligh, entspannt, beneidete ich ihn. Bestimmt schlief er immer gleich ein. Er ahnte ja nicht, dass mich der Vollmond, sein Freund, der auf dem Buch über ihn wachte, gelegentlich zur Verzweiflung trieb. Aus dem Bett und vor den Fernseher.

Dies war wieder so eine Nacht. Der Leopard konnte es ruhig wissen, ich hatte keine Geheimnisse vor ihm. Doch jetzt musste ich gehen. Zum Abschied kraulte ich sein rechtes Ohr. Wieder ein Laut der Zustimmung, diesmal ein hohes Maunzen, ganz leise. Es kann allerdings sein, dass mir meine Erinnerung einen Streich spielt und ich ihn mit einem anderen Leoparden verwechsle, mit dem ich mich erst einige Zeit später unterhalten sollte.

Ich wandte mich um, schritt zum Fernseher und schaltete ihn ein. Das Bild flammte auf. Ich ließ mich aufs Sofa fallen und zog die Fleecedecke bis unters Kinn. Auch sie ist orange, weil ich diese Farbe zum Warmwerden so brauche. Und schon saß ich in einem Zug, der zu weichgespülter Musik quer durch Deutschland ratterte. Aber es war nicht mein Zug, das sah ich gleich. Ich griff nach der Fernbedienung. Ein anderer Kanal. Space Night. Willkommen im Weltraum. Eine blau marmorierte Murmel im Hintergrund und davor ein Astronaut, wie ein Embryo an einer Nabelschnur kle-

bend, schwebend durchs All. Nicht meine Welt und viel zu weit weg. Ich zappte weiter. Verkaufssender. Dann die Wiederholung einer Serie, die ich in den Achtzigern geliebt hatte und danach nicht mehr. Schlüpfrige Damen mit sehr rotem Mund und Telefonnummern quer über der Brust. Als Nächstes Meereswellen, die irgendwo in Polynesien an einen leuchtend weißen Strand schlugen, wie der Sprecher erklärte. Ich seufzte. Meine Augen brannten bereits. Ich hatte schon mindestens drei Stunden Schlaf verpasst. Am folgenden Tag würde ich wieder schiefe Sätze übers Glücklichsein zurechtbiegen müssen. Aber statt im Bett lag ich hier auf dem Sofa und zappte mich langsam ins Morgengrauen.

Den Globus kümmerte das wenig, er zog unbeirrt weiter an mir vorbei. Soeben streifte ich die Mongolei; in der Ferne sah man eine Jurte und darum herum nichts als Steppe. Bis unter meine Decke meinte ich den eisigen Wind zu spüren. Ein weiterer Knopfdruck, und ich landete in einem Dorf in der Oberlausitz, in dem außer ein paar Hühnern und Ziegen fast keiner mehr wohnte. Irgendwann hatte dort jemand eine Burg erbaut. Sie stand noch, auch wenn vom alten Glanz nicht mehr viel übrig war. Aber wen interessierte das schon nachts um drei? Mit Blick auf den zerzausten Gockel im Burghof fasste ich einen Entschluss. Wenn der nächste Kanal wieder ein Flop war, würde ich mich zurück ins Bett wagen, um zur Not noch eine Runde schattenzuboxen mit dem Vollmond. Aber vielleicht machte er ja auch endlich seinen Frieden mit mir.

Ich drückte auf den Programmvorlauf. Jetzt galt es. Hop oder top. Ich starrte auf den Bildschirm und war mit einem Mal hellwach. Denn er wurde gerade von Gelb überschwemmt. Ein paar schwarze Punkte waren auch dabei. Fell. Eindeutig Fell. Man sah jedes einzelne Haar. Als hätte die Kamera das Tier fast berührt. Aber welches Tier? Und ob es noch lebte? Ich wandte keinen Blick von der Mattscheibe. Dann hörte ich Schnurren. Laut und vernehmlich, wie von

zehn Hauskatzen. Es klang schrecklich gemütlich. Wohl doch nicht tot.

Da verlor die Kamera auch schon die Freude an dieser Nahaufnahme und zoomte zurück. Die schwarzen Punkte schrumpften, wurden kleiner und kleiner. Ein Ohr rückte ins Blickfeld. Ein bernsteinfarbenes Auge mit dunkler Pupille und schwarzer Umrandung. Dann, da-runter, vom inneren Augenwinkel ausgehend, ein schwarzer Streifen, wie die Bahn einer Träne. Er schlängelte sich um eine breite Schnauze herum. Ein Tränenzwilling tauchte auf, rechts, unter dem zweiten Auge. Auch er floss abwärts, nur spiegelverkehrt, an einer glänzenden Schnauze vorbei. Gelangte wie der andere an einen weißen Bart aus Schnurrhaaren. Um schließlich, nach einem angedeuteten Bogen, von einem Maul verschluckt zu werden, das etwas zu klein geraten schien. Und das Gesicht war fertig, vollendet wie von der Hand eines Meisters.

Im Schlafzimmer wurde mein Bett kalt und kälter. Zu früh gefreut, Mond. Kein Schattenboxen. Kein Quäl-geistern mehr. Denn da, als dieser Kopf vor mir geboren war, ahnte ich schon. Wusste ich schon. Meine Nachtwache hatte gerade erst begonnen.

Sofa, in den frühen Morgenstunden. Reisefiebrig

Es gibt keinen Zufall. Natürlich nicht. Es gibt Schicksal, Vorsehung, den Vollmond und diesen Leoparden auf meinem Buch. Sie haben mich mitten in der Nacht aufs Sofa gelockt. Dabei war ich doch viel zu müde. Zum Wachsein. Zum Schlafen ... Nur jetzt nicht mehr. Jetzt fahre ich nämlich nach Afrika.

Auf dieser Farm aus dem Fernsehen kann man Geparden streicheln. Affen hüten. Wilde Tiere schützen. Wie glücklich all die freiwilligen Helfer wirkten. Ich will das auch. Dieses Schnurren muss ich selbst einmal hören. Dieses Fell einmal spüren. Es macht mir nichts aus, im Urlaub zu arbeiten und dafür auch noch zu bezahlen. Es ist für die Tiere. Es ist für mich. Also auf nach Afrika. Am liebsten sofort.

Übrigens war ich schon ziemlich häufig dort. Damals, als kleines Mädchen. An jedem Samstagnachmittag, wenn ich

nicht irre, in der Buschklinik, beim Daktari. Oder abends, im Schlafanzug, wenn ich mit Grzimek und Sielmann auf Safari ging. Dann, eines Tages, als ich schon wusste, was Trauern ist, trat Meryl Streep als Baronin Blixen in mein Leben, und es brach mir das Herz ... Nicht wegen Redfords Tod, sondern weil sie ihr Kenia für immer verließ. In Dänemark ist sie dann alt geworden. Gestorben. Jenseits von Afrika. Erst viel später habe ich begriffen, dass der Film eben darum so heißt.

Ich kenne Afrika also sehr gut. So gut, dass ich bis eben nicht wusste, wie dringend ich es mit eigenen Augen einmal sehen muss ... Manchmal wundere ich mich, wie viel ich nicht von mir weiß. Vielleicht liegt es daran, dass ich mir nicht genug Fragen stelle. Ich frage mich nicht, wie die Dinge wohl sein könnten, ich nehme es hin, dass sie sind, wie sie sind. Ich grübele nur, wenn mein Hirn in Vollmondnächten wie dieser am Schlafhormon spart. Dann kann ich mich richtig verbeißen in »hätte« und »könnte« und »eigentlich«. Gelegenheiten sezieren, die ich nicht nutze oder gar nicht erst habe. Mich selbst bedauern. Dann fühlt sich alles so watteweich an. Mit einem Hauch von tiefgrauem Blei und Apathie. Wie schon mal gelebt. Wie überhaupt noch nicht gelebt ...

Mein Leben ist ordentlich. Stromlinienförmig. Mit Kniff im Kissen und alles auf Kante. Überraschungen gern, aber nur nach Anmeldung, bitte. Ich weiß, wer ich bin. Was ich kann. Glaube ich. Glaubte ich ... Ganz sicher bin ich mir nur bei meinen Ratgebern. Glücksforschung, Kräuterheilkunde, Persönlichkeitsstörungen. Ein Tag ist gelungen, wenn ich ein Manuskript knacke. Wenn ich Fehler behebe und Sätze entwirre. Denn das ist es doch, was vor allem zählt: das Chaos zu ordnen und Klarheit zu schaffen. Hauptsache, ich weiß, wo ich nachschlagen kann. Wo Lösungen stehen. Damit nur nichts aus dem Ruder läuft.

Ich kontrolliere gern, plane. Denn ich muss doch wissen, was als Nächstes passiert. Tagsüber erkläre ich den Lesern die Welt. Abends dann treffe ich Freunde oder gehe zum Sport. Am Wochenende Hausarbeit, Einkaufen, ein bisschen Kultur und Natur. Von allem in Maßen. Kein Kind, ein Pflgehund drei Tage die Woche, ein Mann dann und wann, aber nie derselbe. Und gelegentlich eine kleine Krise. Das reicht doch zum Leben.

Bisher war ich zumindest zufrieden damit. Aber jetzt will ich auf einmal Geparden streicheln. Die Ordnung verkehren. Und etwas suchen, das mir gar nicht fehlt.

Vielleicht ist »zufrieden« ja doch nicht genug. Vielleicht geht auch noch mehr ... Warum sonst treibt es mich auf diese Farm aus dem Fernsehen, nach Namibia, von jetzt auf gleich, unbedingt und mit aller Gewalt? Warum sonst will ich Raubtiere füttern, Buschgras schneiden und meinen Urlaub opfern, um hart zu arbeiten? Ich kann es nicht sein, die das will, denn ich kenne mich anders. Als wäre auf einmal ein fremder Wille in mir. Ein fremdes Wissen, dies tun zu müssen. Wie war der Name der Farm? N/a'an ku sê – »Gott wacht über uns«. Die San schnalzen die Laute, es klingt wie ein Schmatzen. Man bricht sich fast den Gaumen dabei. Das passt zu wahnwitzigen Einfällen frühmorgens um drei.

Dabei ist »wahnwitzig« ein Wort, das in meinem Vokabular so gut wie nicht vorkommt. Bisher habe ich schließlich nur brav funktioniert. Ich weiß nicht, wie sich »wahnwitzig« anfühlt, wie es aussieht, schmeckt, riecht oder klingt ... Aber vielleicht gehört es dazu, wenn man ganz sein will, und ich verpasse bisher das Beste von allem. Vielleicht ist Glück ja nicht Warten. Oder Ausharren. Sondern Losgehen. Machen. Probieren. Egal was ... Einen Versuch wäre es wert, wenigstens einmal im Leben. Das hier kenne ich zu lange, und eine ganze Weile war es auch gut, wie es war. Doch jetzt reicht es nicht mehr. Aus heiterem Himmel.

Okay, dann ist dies also die Stunde. Entscheiden muss man sich heute, nicht gestern oder erst morgen. Ich bin knapp über vierzig, worauf warte ich noch? Es ist längst nicht zu spät für ein paar Abenteuer. Nur kann man vom Sofa aus keine fremden Länder entdecken. Und wer weiß, vielleicht schläft ja ein ganzer Kontinent in mir... Also los, Mädchen, steh auf, geh ihn wecken. Pack deine Träume von Wildnis aus, staub sie ab. Weg mit den Spinnweben der verschlafenen Jahre. Wahnwitz. Wagnis. Wörter, die zu mir nicht recht passen. Wo seid ihr? Findet ihr mich, obwohl ich euch noch nie suchte? Ich will Afrika atmen. Den roten Wüstenwind spüren. Vor dem Brüllen des Löwen erschrecken. Und endlich so gern einmal mutig sein.

Schon lange habe ich mich ihr nicht mehr so nahe gefühlt, jener Frau, die zu werden ich mir als Mädchen schwor. Sie woll-

te die Sprache der Tiere verstehen, die Kleine, Ball spielen mit der sinkenden Sonne, Tarzans Jane sein, die Herrin des Urwalds, und vor allem einfach nur frei. Es wird Zeit, dass ich ihr diesen Wunsch erfülle, denn ich habe sie viel zu lange enttäuscht. Ihre Träume missachtet. Jetzt gilt Wegschauen nicht mehr. Dafür scheint der Vollmond zu hell. Zwingt zum Hinsehen, ob ich will oder nicht. Ich brauche Licht. Luft. Ich ertrinke in Watte, im Nichts, wenn ich bleibe ... Darum: vorwärts. Bewegung. Endlich Aufbruch und fort.

Ich bin nicht tot, ich habe nur etwas zu lange geschlafen. Noch ist Zeit. Zeit zum Aufwachen. Zum Anders- und Besser machen. Ich will nicht länger erstarren in Notlösungen, die so praktisch sind, dass man ihre Fesseln nicht spürt. Ich will nicht ersticken an Ausreden, warum ich nicht die bin, die vielleicht in mir steckt. Ich will keine Chance mehr versäumen, nur weil sie mir nicht bequem genug ist ... Ich will ich sein, so wie ich gemeint war – nicht, wie ich mich haben wollte all diese Jahre. Ich will mich entpuppen, mich befreien aus meinem Wattedkokon. Ich will Farbe, bunt, grell, nicht mehr Schwarzgrauweiß ... Ich will fühlen, mich und so viel wie möglich von dieser Welt. Ich will mich verirren und finden tief drinnen in mir. Und dann will ich ganz werden, und sei es auch nur einen Wimpernschlag lang ...

All das hat wohl tief geschlummert in mir, war vergessen, vergraben, verbannt. Aber nun scheint der Mond, der Leopard liegt im Regal auf der Lauer, und Afrika schnurrt im Nachtprogramm. Und schon bin ich bereit, den Verstand zu verlieren. Doch besser ihn als noch einmal mich selbst ... Ich verspreche es, Kleine: Von heute an folge ich unseren Träumen. Wir werden mit der sinkenden Sonne spielen, den Urwald hüten, wilde Tiere belauschen. Und endlich ein bisschen glücklich sein ...

Leopard, du hast mir gut ins Gewissen gefaucht. Und du, Vollmond, willst mir schon lange nach Afrika leuchten, ich weiß, ich war bis heute nur zu blind dazu. Manchmal braucht man eine besondere Nacht, um sehen zu können. Eine wie diese, mit genug Dunkel. Mit genug Licht. Jetzt ist allerdings nicht mehr viel übrig davon. Das Schwarz draußen wird bereits grau. Bald kommt der Tag. Und ich glaube, wir drei haben hier nichts mehr zu tun.

Gute Nacht, ihr beiden. Ich gehe jetzt schlafen. Träumen. Von Afrika. Den Geparden. Vom Anderssein. Von Aufregung und Abenteuer. Und wenn ich sie treffe, grüße ich die Kleine von euch ...

Ich fuhr mir über die Augen. Sie brannten nicht mehr, sie fühlten sich nur noch klein an. Es wurde Zeit. Ich betätigte die Austaste der Fernbedienung. Gehorsam erlosch der Bildschirm. Nur noch ein schwaches, grauschwarzes Glimmen war zu erkennen, das allmählich erstarb.

Ich war furchtbar müde und zufrieden, auch weil ich wusste, dass mich der Vollmond nun in Ruhe lassen würde – jetzt, da sein Werk getan war. Ich stand auf. Es war kühl im Raum, aber ich spürte es kaum. Ich hatte genug namibische Sonne für zehn Winternächte in mir. Schon wollte ich die orangefarbene Decke ordentlich zusammenlegen, da fiel mir ein, dass das ja nun nicht mehr ging. Zerknautscht, wie sie war, ließ ich sie liegen, auch wenn ich mich ein wenig schuldig dabei fühlte.

Dann – ich war schon fast am Regal vorbei – meinte ich, etwas zu hören. Es kam von dem Ratgeber, den ich vorsätzlich quer gelegt hatte. Ich sah es ihm an: Auch er wollte mich in Versuchung führen. »Stell mich wieder zurück«, schien er zu flüstern. Und wirklich – beinahe hätte ich die Hand nach ihm ausgestreckt. Ich beherrschte mich gerade noch rechtzeitig. Sollte er meinetwegen bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag dort bleiben, wo er war.

Ich nickte. Am besten, ich fing sofort an, mich daran zu gewöhnen. Denn ich hatte doch gerade beschlossen, nach Afrika zu fahren. Und in Afrika war es bestimmt manchmal auch etwas unaufgeräumt.

Die Farm

Namibia hatte schlechte Laune. Es war Winter. Die Trockenzeit hatte tiefe Wunden in den Erdboden gerissen, und von der Küste fegte ein bitterkalter Wind ins Landesinnere. Wie ein unartiges Kind zerrte er an meinem Haar, als ich in Windhoek auf die Gangway trat. Ich sollte nur nicht glauben, dass ich willkommen war.

Nach dem langen Nachtflug fand ich die frische Luft wohltuend. Ungefähr einen Atemzug lang. Dann dachte ich schon wehmütig an den heißen deutschen August zurück, den ich zehn Stunden zuvor hinter mir gelassen hatte. Warum musste ich auch im Sommer über den Äquator fliegen? Auf der südlichen Halbkugel mein Glück suchen, während sich daheim alle am Badeseee aalten? Es geschah mir ganz recht, wenn ich nun trotz meiner Fleecejacke schlotterte. Ich biss mir auf die Lippen, während ich die Stufen hinunterstieg. Was hatte ich mir da nur wieder eingebrockt.

Natürlich hatte ich in den letzten Monaten genügend Zeit gehabt, Angst vor meiner eigenen Courage zu bekommen. Am Tag nach der schlaflosen Vollmondnacht war ich schnell im Internet fündig geworden. Ich hatte die Farm angeschrieben und, noch immer wild entschlossen, gebucht: vier Wochen Farmarbeit, Dreibettzimmer, Vollpension – Muskelkater und Durchfall vermutlich inklusive. Zunächst war ich stolz auf mich gewesen. Ich hörte mir selbst ehrfürchtig zu, wann immer ich von meinem

Vorhaben erzählte. Namibia! Tierschutz! Wildnis! Das klang schwer nach »Jenseits von Afrika«. Mittendrin statt nur dabei. Ich sonnte mich in den bewundernden Blicken der anderen.

»Hast du Mut! Allein nach Afrika!«, sagte meine Mutter zu mir. »Aber warum muss es denn unbedingt eine Farm sein? Du arbeitest doch sowieso schon zu viel. Und wer weiß, welche Tiere es da gibt!«

»Genau deshalb fahre ich ja da hin«, gab ich zur Antwort. »Wegen der Tiere.«

Natürlich war mir klar, dass ich mit Schlangen rechnen musste. Mit Spinnen, vor denen ich eine mittelprächtige Phobie habe, und mit weiterem Kriechgetier. Ich sagte mir, dass ich eben das eine nicht bekommen würde, ohne auch das andere in Kauf zu nehmen. Keine Geparden ohne das Geschmeiß. *No risk, no fun*. Nach jener Nacht unter den Augen des Vollmonds konnte ich nicht mehr so tun, als wäre nichts geschehen. Ich konnte das Rad nicht einfach zurückdrehen und weitermachen wie bisher. Nein, alles würde ganz anders werden. Ich würde ganz anders werden. Doch diese Veränderung bekam ich nun mal nicht auf dem Silbertablett serviert. Ich musste sie mir verdienen, sonst war sie nichts wert. Selbst wenn das bedeutete, dass ich mich auf große, haarige Arachniden einstellen musste.

Der erste Stolz auf mich war bald dahingeschmolzen wie vor meinem Fenster der spärliche Schnee in der Wintersonne. Immer beklommener und kleinlauter arbeitete ich die Liste ab, die die Farm mir geschickt hatte. Was musste nicht alles erledigt werden: Arbeitshandschuhe, Multifunktionstaschenmesser, Medikamente und tausend Kleinigkeiten waren zu besorgen, im Tropeninstitut musste ich mich gegen Tollwut und andere Krankheiten impfen lassen, und natürlich war mein Reisepass vor einem halben Jahr abgelaufen. Je mehr Posten ich auf der Liste abhakte und je näher der Tag der Abreise rückte, desto nervöser wurde ich. Außerdem hatte ich im Fernsehen und auf der Website fast nur junge Volontäre gesehen. Sehr junge Volontäre. Dagegen fühlte ich mich wie eine Greisin. Aber es half nichts:

Wie alles andere würde ich auch das hier zu Ende bringen, eisern, gegen sämtliche Widerstände. Einen Rückzieher machen? Das kam gar nicht infrage. Also musste ich wohl den nächsten Schritt tun. Ins kalte Wasser springen und schwimmen.

Und nun war ich da. Im Flughafengebäude angekommen, wurde es sofort wärmer. Ich zog die Jacke aus. Es war noch sehr früh am Morgen, aber man spürte bereits, dass hier auch im Winter die Tagestemperaturen auf fünfundzwanzig Grad und darüber klettern können. Ich reihte mich in die Schlange vor einem der Visaschalter ein. Mein Sitznachbar aus dem Flugzeug – er hatte mich seit Nordafrika bei Laune gehalten – stand plötzlich wieder neben mir und plauderte erneut auf mich ein. Ich ließ ihn reden, nickte hin und wieder und sah mich beiläufig um.

Die Flughafenangestellten waren ausnahmslos dunkelhäutig. Und sie schienen es alle nicht besonders eilig zu haben. Gemessenen Schrittes schlenderten sie einher und gaben uns Touristen das Gefühl, Luft für sie zu sein. Manche unterhielten sich in einem ziemlich drolligen Englisch, das ich mühelos verstand, andere riefen sich Worte in einer Sprache zu, die an Niederländisch oder, ganz entfernt, an Plattdeutsch erinnerte. Das musste Afrikaans sein.

Vor allem die kunstvollen Frisuren der Frauen stachen mir ins Auge. Manche trugen das Haar in üppige Knoten geschlungen, andere zu Kronen aufgetürmt und wieder andere zu winzigen, akkuraten Zöpfen geflochten, die an der Kopfhaut zu zerren schienen. Wie ein kleines Kind bestaunte ich diese Frauen. Für meine Begriffe hatte jede einzelne von ihnen das Gesicht einer Statue, ebenmäßig, mit großen Augen, schimmerndem Teint und vollen, geschwungenen Lippen. Jetzt begriff ich, warum sie sich so langsam fortbewegten: Göttinnen haben alle Zeit der Welt.

Endlich war ich an der Reihe. Ich trat vor die Beamtin, die hinter dem Schalter saß – auch sie eine Diva vom Scheitel bis zur Sohle. Sie würdigte mich keines Blickes, bewilligte aber immerhin mein Visum: maximal neunzig Tage Aufenthalt. Damals

erschien mir das noch endlos lang. Ja, selbst die vier Wochen Urlaub, die vor mir lagen, kamen mir wie eine Ewigkeit vor. Woher hätte ich wissen sollen, dass die Zeit auf diesem Kontinent mit unserer Zeit nur den Namen gemein hat. In Afrika entscheiden die Elemente und der Stand der Sonne, wann man wie viel Zeit hat und wann nicht. Und in einem Monat erlebt man dort so viel wie zu Hause in einem Jahr.

Mein Koffer war einer der ersten, die das Gepäckband ausspuckte. Irgendjemand oder etwas – vielleicht die Mitarbeiter der Fluggesellschaft, vielleicht die Turbulenzen über dem Mittelmeer – hatte es fertiggebracht, die Hartschale zu knacken. Eine ganze Ecke war weggesprengt, sodass meine Habseligkeiten nur noch durch das Innenfutter zusammengehalten wurden. Ein Fall für die Reklamation. Ich nutzte die Gelegenheit, um mich von meinem Reisebegleiter zu verabschieden. Ich war übermüdet, verschwitzt und offenbar gerade auf einem fremden Planeten gelandet – mit einem Wort: entnervt. Namibia schien sich nicht viel Mühe mit mir geben zu wollen.

Doch ich hatte Glück. Nach überraschend kurzer Verhandlung mit einer Angestellten der Fluglinie unterschrieb ich eine Schadensmeldung und konnte endlich mit meinem Kofferwrack im Schlepptau den Zoll passieren. Die Ankunftshalle hatte sich bereits geleert, die meisten Reisenden waren abgeholt worden. Das Schild mit meinem Namen darauf sprang mir deshalb sofort ins Auge. Es wurde von einer schwarzen Hand festgehalten. Mein Blick wanderte an dem zugehörigen Arm entlang und blieb an einem älteren Gesicht hängen, das mich streng musterte. Es war ebenfalls schwarz und voll des Vorwurfs.

Ich steuerte auf den Mann zu. »Das bin ich«, sagte ich auf Englisch und deutete auf das Schild.

»Sie sind spät dran«, gab er kurz zurück.

Schuldbewusst wies ich auf den Koffer. »Ich musste noch ...«

»Kommen Sie.«

Er war offenbar nicht an Erklärungen interessiert und wandte sich zum Gehen. Auf die Idee, mir mit dem Gepäck zu helfen,

kam er nicht, und ich wollte dem armen Mann das Leben nicht noch schwerer machen. Ich folgte ihm hinaus ins Freie. Mittlerweile schien die Sonne von einem strahlenden Himmel, und der Wind war abgeflaut, sodass ich gut auf meine Jacke verzichten konnte.

Wir fuhren schweigend los, was mir Gelegenheit gab, mich an den Linksverkehr und an die fremdartige Landschaft zu gewöhnen. Ich wusste, dass es vom Flughafen aus etwa zwanzig Kilometer bis zur Farm waren. Aber ich wusste nicht, dass sie praktisch durch den Busch führten. Zäune markierten, wo die eine Farm aufhörte und die andere begann; ansonsten wäre man nicht auf die Idee gekommen, dass diese Gegend auf 1.700 Metern Meereshöhe landwirtschaftlich genutzt wurde oder gar bewohnt war. Ich fand sie verlassen, fast öde. Ich kannte ja auch die Wüste noch nicht. Doch weite Teile des namibischen Buschs sind tatsächlich Farmland. In der Ferne, weit zurückgesetzt von der Straße, blitzten alle paar Kilometer vereinzelt Häuser oder die kümmerlichen Hütten der schwarzen Landbevölkerung auf, nur um sich sofort wieder hinter Buschwerk und Bodenwellen wegzuducken, so als müssten sie vor dem scharfen Blick eines Raubtiers Schutz suchen. Da und dort ragten Windmühlen auf staksigen Beinen ins Blau; sie pumpten Grundwasser, das Brunnen, Tränken und Wasserlöcher speiste, an die Erdoberfläche. Weit. Dieses Land war so weit.

Bald bogen wir von der Asphaltstraße auf eine breite Schotterstraße ab. Hier konnte man sehen, was die Trockenzeit dem Land angetan hatte. Überall war der Boden in der Sonne hartgebacken und aufgeplatzt, waren Pflanzen verwelkt. Im Seitenspiegel entdeckte ich, dass wir eine rote Staubfahne hinter uns herzogen. Sand hatte sich auch über die Vegetation zu beiden Seiten der Straße gelegt. Akazien, Dornbüsche und selbst das Buschgras, das in der Wüste so gelb sein kann, sahen fahl und leblos aus, fast wie von einem hauchdünnen Leichentuch bedeckt. Aus irgendeinem Grund musste ich an Schneewittchen in seinem

gläsernen Sarg denken. Auch diese Schönheit hier mochte auf den ersten Blick blass und tot wirken. Aber sie war voller Leben.

Das Gequäke des Radios erreichte mich nicht mehr. Ich spürte eine seltsame Rührung, ein Mitgefühl mit allen Lebewesen, die unter dieser Dürre litten. Sie wussten ja nicht, was ich wusste: dass dies der Lauf der Natur war. Dass irgendwann der Regen zurückkehren würde. Plötzlich regten sich Zweifel in mir. Vielleicht wussten all die Geschöpfe da draußen es ja doch, irgendwo in einem uralten Zellgedächtnis, in ihrer DNA, und nur ich war diejenige, die gar nichts verstand ... Ich hörte kleine Steine unter den Rädern des Jeeps wegspritzen und bemerkte, dass Sand zwischen meinen Zähnen knirschte. Und dann sah ich ihn.

Ich bin im Wald und in den Bergen aufgewachsen. Dort habe ich auf kleinste Zeichen zu achten gelernt: auf einen dunklen Fleck im Gras, der ein Rehkitz sein könnte, oder ein Rascheln im Unterholz, mit dem sich das Wiesel verrät. Vielleicht war das Gehörn des Kudubullen zu ebenmäßig geschwungen, wie gedrehselt, als dass ich es für Geäst hätte halten können. Jedenfalls schaute ich noch einmal hin. Er selbst stand vollkommen reglos da und blickte uns wachsam entgegen. Ich bewunderte seine Tarnung. Das Graubraun seines Fells verschmolz mit dem Gras und dem Buschwerk um ihn herum, während die weißen Streifen an seinen Flanken und der dunkle Bart am Brustgrat perfekt das Schattenspiel eines Buschs in der Sonne imitierten. Für den flüchtigen Betrachter war die mächtige Antilope praktisch unsichtbar, obwohl sie nur ein paar Meter abseits der Straße stand, dort, wo der Busch begann.

Der Fahrer hatte den Bullen lange vor mir bemerkt. Er reagierte schon, während ich noch staunte, und trat auf die Bremse.

»Hallo«, sagte der Fahrer. Mit einem Seitenblick vergewisserte ich mich, dass er den Kudu meinte. »Wo ist denn dein Harem?«

»Harem?«, fragte ich.

Der Mann nickte zum Zaun hinüber. »Seine Frauen.«

Ich konnte keine weiteren Tiere erkennen. Augenscheinlich warteten sie lieber hinter den Büschen ab, wie sich die Dinge entwickelten.

»Er ist alt.« Sieh an, plötzlich wurde der Fahrer gesprächig.

»Weil er so groß ist?«, schlug ich vor.

Er schüttelte den Kopf. »Wegen der Stangen. Drei Windungen. Er ist zehn Jahre alt, vielleicht auch älter.«

Da warf der Bulle auch schon den gewaltigen Kopf herum. Wir gefielen ihm offenbar nicht, und so traten zweihundertfünfzig Kilo Lebendgewicht den Rückzug an. Dort, wo seine Hufe den Boden aufrissen, stoben kleine Staubwolken auf. Sein Stampfen ließ erahnen, wie schwer das Tier war. Im Nu hatte es den Zaun erreicht und war – ohne dass ich recht wusste, wie – darüber gesprungen. Innerhalb von Sekundenbruchteilen schnellten die Büsche zur Seite und wieder zurück, und schon hatte sich der Bulle in Luft aufgelöst. Wie ein grauer Geist war er verschwunden.

Das war meine erste Begegnung mit dem Kudu. Dieser Streckenabschnitt schien in seinem Revier zu liegen, denn ich sah sein kleines Rudel später noch häufiger dort. Während mein Begleiter wieder Gas gab, überlegte ich, ob Röntgenaugen oder der sechste Sinn dafür verantwortlich waren, dass er die Kühe durch das dichte Buschwerk hindurch hatte ausmachen können. Doch er hatte sich bereits wieder in Schweigen gehüllt, und so wagte ich nicht, danach zu fragen.

Die Schotterstraße folgte weiter dem Zaun, und eine knappe Viertelstunde später hielten wir vor einem Tor. Zu beiden Seiten war auf großen, glatt polierten Steinen der Name der Farm eingraviert: N/a'an ku sê. Mein Magen krampfte sich zusammen. Wir waren da. Ein dunkelhäutiger Mitarbeiter trat aus dem winzigen Wächterhäuschen und öffnete uns. Als ich mich umsah, konnte ich weit und breit keine Farmgebäude entdecken. Dann fiel es mir ein. Natürlich – wo es so viel Platz gab wie hier, stellte man sein Haus ganz bestimmt nicht an die Straße.

Und richtig, es dauerte noch einige Minuten, bis die ersten Bungalows in Sicht kamen. Sie waren in Tarnfarbe gestrichen und sahen recht hübsch aus. Gepflegt und einladend. Ich musste über mich selbst lachen. Hatte ich meinem Ordnungswahn nicht den Kampf angesagt? Um nicht wieder rückfällig zu werden, hätte ich mir eigentlich weniger komfortable Unterkünfte wünschen müssen.

Mein Wunsch ging praktisch sofort in Erfüllung. Denn wir fuhren gerade auf den Hof der Farm. Und mein »Jenseits von Afrika«-Traum zerplatzte mit einem lauten Knall.

*Neuer Block, acht Uhr abends. Jenseits von Gut und Böse
Ich bin ein Alien. Vom Mutterschiff ausgesetzt. Verbannt und verstoßen ... Ich habe Namibia gebucht, aber wo bin ich gelandet?
Dieses Universum habe ich nicht bestellt. Ich kann das hier nicht.
Ich will nach Hause. Bitte beamt mich zurück.*

*Ankommen und fremd fühlen ... Baronin Blixen wollte ich sein.
Wie Aschenputtel fühle ich mich. Ich war noch nie so klein. Müde.
Leer. Und damit nicht genug: Ein Backenzahn klopft und hämmert
seit dem Biss auf einen Knochen in der Bordmahlzeit. Hier gibt es
kein Gutshaus. Kein Safari-flair. Nur Volontäre, bluttriefend vom
Hacken des Fleisches, das an die Raubkatzen und Wildhunde ver-
füttert wird. Essen in Tupperware. Bissige Erdmännchen. Und kei-
nen Schrank ...*

*Was hatte ich denn erwartet? Habe ich nicht groß verkündet,
ich wollte die Farm aufbauen helfen? Und hier ist ja wirklich noch
jede Menge zu tun. Dabei macht man sich nun mal die Hände
schmutzig. Man ackert und schuftet, und man bezahlt dafür. Man
steht mit der Sonne auf und geht mit ihr schlafen. Man lässt sich
von Erdmännchen gleich nach der Ankunft beißen, weil sie gern
Finger mit Futter verwechseln. Man teilt mit zwei Wildfremden das
Zimmer, das noch auf seinen Anstrich wartet. An den Mauern nur
roher Verputz, der Boden ist blanker Estrich. Die Wände reichen
nicht bis zum Dach hinauf, sodass uns der Wind um die Ohren
pfeift. Es gibt keine Fensterscheiben, nur Moskitogitter und Stoff-
jalousien. Ich trage Skiunterwäsche. Meinen dicksten Pyjama. So-
cken und Schal. Liege im Schlafsack, darüber Bettzeug und eine
zusätzliche Decke. Und ich friere noch immer! Hier in Namibia ist*

Winter und Heizung ein Fremdwort. Ach, und das Gemeinschaftsbad liegt am Ende des Blocks. Man braucht eine Taschenlampe, wenn man nachts mal muss.

Das ist wohl der Deal. Er heißt »Ehrenamt«. Man opfert Zeit, Kraft und Geld für eine Sache, an die man glaubt. Ich wollte das hier – genau das und nichts anderes. Keinen Pauschalurlaub aus dem Prospekt. Ich wollte Afrika. Und ich kriege Afrika! Da draußen liegt es. Gleich hinter der Tür fängt es an, keine zehn Schritte von hier. Dies ist das letzte Gebäude, danach kommt nur noch Busch.

Und in dem grillt und zirpt es nach Strich und Faden. Wo sind meine Ohrenstöpsel? Ich will endlich schlafen ... Ist das etwa ein Gecko? Sie bellen angeblich, hat ein Mädchen erzählt ... Und was war das? Ein hohes Lachen. Es klingt irgendwie irr ... Aber es ist kein Mensch. Ein Schakal vielleicht. Ob er beißt, wenn man sich nachts beim Klogang trifft?

Vorhin, im Bad, diese Stabheuschrecke – potthässlich und handspannenlang. So etwas sieht man sonst nur im Zoo. Jagdspinnen gibt es wohl auch. Ich bete, dass sich unsere Wege niemals kreuzen werden. Und wer weiß, wovor man sich hier sonst noch fürchten muss.

Ach, Mädchen, komm schon. Stell dich bloß nicht so an. Sonst bist du doch auch nicht so zimperlich ... Wenn ich immer gut aufpasse, kann bestimmt nichts passieren. Unsere Koordinatorin wird uns morgen schon sagen, was wir wissen müssen: über die Farm und die Arbeit und all die Gefahren, die im Busch auf uns lauern. Jo heißt sie. Sie ist Britin. Jung. Nett. Wenn sie nur langsamer reden würde. Überhaupt verstehe ich oft nur Bahnhof. Kein Wunder bei dem Nationengemisch: Iren, Engländer, Schotten, Waliser, ein paar Amerikaner und Australier sind auch mit dabei. Selbst Jessie aus Wales, die links von mir schläft, hat sich schon über all die Dialekte beschwert. Dabei hat sie leicht reden: Sie kann überall auf der Welt ihre Muttersprache sprechen. Sich gleich ein bisschen zu Hause fühlen. Überhaupt scheinen hier alle sehr miteinander vertraut. Auf mich hat doch sicher kein Mensch gewartet ...

Meine Güte. Die Reise war anstrengend, bestimmt sehe ich deshalb so schwarz. Das ist wieder mal typisch für mich. Doch allmählich bin ich selbst für düstere Gedanken zu müde. Mir ist alles egal, selbst der tobende Zahn, die Bisswunde am Finger. Ich will nur noch schlafen ... Das ist der Plan: mich ausruhen, den Schreck

verdauen und endlich ankommen. Durchatmen und wieder neugierig werden. Und dann sehen wir weiter ... Denn da draußen sind irgendwo auch die Geparden. Sie sind mein Preis. All das hier für sie – das ist der Tausch.

Also gut. Alles auf Anfang. Wie heißt es so schön in »Vom Winde verweht«? »Morgen ist auch noch ein Tag.«

Genau.

Tag zwei begrüßte mich schwanzwedelnd. Als ich die Zimmertür öffnete, stand Sabu draußen im Sonnenschein. Sabu, der schwarzgelb gestromte Labradorrüde, der kaum dem Welpenalter entwachsen war. Es mag purer Zufall gewesen sein, doch er war zur richtigen Zeit am richtigen Ort und sah mir so entzückt entgegen, als wäre dies schon seit eh und je unser kleines, geheimes Ritual. Ich schloss ihn sofort ins Herz und begann zu hoffen, dass hier vielleicht doch jemand Notiz von mir nehmen könnte. Von da an blieben wir einander freundschaftlich verbunden, auch wenn er nie wieder vor meiner Tür auf mich gewartet hat.

Es war erst Viertel nach sieben, doch die Sonne stand schon hoch über dem Horizont. Hier, zwei Grad nördlich des Südlichen Wendekreises, war die Nähe zum Äquator noch deutlich spürbar. Die Sonne ging ebenso rasch auf, wie sie abends wieder vom Himmel fiel – sommers wie winters, sodass man sich sehr beeilen musste, wenn man gute Bilder schießen wollte. Das Fotomodell hielt einfach nie still.

Ich sah schon wieder viel fröhlicher in die Welt. Die Betten waren ganz neu und die Matratzen noch nicht durchgelegen, und ich hatte lange und gut geschlafen. Wenn es nun noch wärmer würde ... Auf dem Weg ins Bad wickelte ich mich in meinen Anorak ein. Dass die Temperaturen im Juli und August nachts weit unter null Grad fallen können, glaubte ich sofort. Nur gut, dass ich auch Skimütze und Handschuhe eingepackt hatte. Wer weiß, vielleicht würde ich sie noch brauchen. Im Bad rang ich kurz mit mir, aber unter den gegebenen Umständen hielt ich selbst Katzenwäsche für unzumutbar. Ich verschob die Dusche

auf abends vor dem Sonnenuntergang, wenn das Bad vom Tag hoffentlich aufgewärmt war.

Also nur kurz Wasser ins Gesicht gespritzt und dann die Zähne geputzt. Währenddessen ließ ich den Blick schweifen. Auch hier überall nackte Wände. Drei Dusch- und drei Toilettenkabinen. Drei Waschbecken. Rohe Holzblöcke, um den Kulturbeutel darauf abzustellen, und ab-gesägte Äste als Kleiderhaken. Einfach, aber es hatte Charme. Ich spuckte die Zahnpasta aus. Nur der fehlende Spiegel war unverzeihlich.

Ich zog den lebensnotwendigen Kajaalstrich vollkommen blind, nach Gefühl, und war noch nie so schnell fertig. Der Morgenkaffee ließ sich nicht länger aufschieben. Die Lapa – Versammlungsraum und Küche in einem – lag gleich drüben am anderen Ende des alten Blocks. Dieser »Raum« entpuppte sich als luftige, nach drei Seiten hin offene Konstruktion aus einem strohgedeckten Dach und tragenden Holzpfählern. Einen Windschutz gab es nicht; ich glaubte gern, dass das im Sommer eine gute Idee war, doch an einem Wintermorgen wie diesem zog es wie Hechtsuppe. Mehrere lange Holztische und zahlreiche Stühle sowie eine Regalwand mit Geschirr, Besteck und Frühstückszutaten stellten das Mobiliar dar; eine Küchenzeile fehlte, es gab noch nicht einmal eine Spüle mit einem Wasserhahn. Um Kaffee zu machen, musste man den Wasserkocher im Gemeinschaftsbad auffüllen. Das Mittag- und Abendessen wurde in Plastikbehältern von der Gästelodge geliefert, die etwa fünfzehn Minuten entfernt lag und ebenfalls zur Farm gehörte. Wer auf einer warmen Mahlzeit bestand, wärmte seine Ration in der Mikrowelle wieder auf. Und stellte sich erst einmal hinten an.

Ich war nicht die Erste. Drei oder vier Volontäre saßen bereits stumm vor ihrem Frühstück. Ich erinnerte mich an keinen einzigen Namen mehr und grüßte unbestimmt in die Runde. Da war es wieder, dieses Gefühl, nicht dazuzugehören. Sie kannten sich alle und waren ein eingespieltes Team. Und ich? Ich war die Neue, die nicht mal fließend Englisch sprach und zwei linke Hände besaß ... Bevor ich meine Selbstgeißelung fortsetzen

konnte, rief ich mich zur Ordnung. Hatte ich nicht vor dem Einschlafen gestern Abend eine Abmachung mit mir getroffen? Durchhalten bis zu den Geparden. Ja. Durchhalten bis zu den Geparden.

Allmählich tauchten einer nach dem anderen auch die übrigen Volontäre auf – insgesamt mehr als zwanzig. Es wurde laut. Ich setzte mich mit meiner Tasse Pulverkaffee auf einen freien Platz und gab mir Mühe, mich wohlfühlen. Doch mit jedem Schluck meldete sich mein Zahn lauter zu Wort. Ich tippte auf eine Wurzelentzündung. Außerdem begann auch der Finger wieder zu klopfen; die spitzen Zähne des Erdmännchens hatten sich tief unter den Nagel gegraben. Natürlich passierte so etwas immer nur mir ... Gerade rechtzeitig, bevor ich mich wieder selbst bemitleiden konnte, erschienen Jessie und Louise, meine beiden Zimmergenossinnen, und wünschten mir einen guten Morgen. Wir hatten am Abend zuvor nicht viel Gelegenheit gehabt, uns kennenzulernen. Nun erfuhr ich, dass sie ebenfalls neu auf der Farm waren. Auch sie hatten noch keine Einführung bekommen. Ich entspannte mich etwas.

Jessie war mit ihren siebenundvierzig Jahren noch älter als ich, Sozialarbeiterin und eine Frohnatur mit dem Herz auf dem rechten Fleck. Sie hatte drei Töchter und keinen Mann, und die Art, wie sie davon erzählte, machte sie noch sympathischer. Sie schien immer zu lachen. Nicht so Louise. Sie lebte in der Nähe von London, war achtundfünfzig und wurde nicht müde, von ihren Wechseljahresbeschwerden zu berichten. Ansonsten sprach sie viel von ihrem Kater, den die Nachbarin während ihrer Abwesenheit hütete. Mich beschlich der Verdacht, dass es keine weitere Bezugsperson in ihrem Leben gab.

Bevor wir ihren Kater noch besser kennenlernen konnten, wurde es acht Uhr. Jo kam zum täglichen Morgenmeeting, und alle Gespräche erstarben. Sie und die übrigen Koordinatoren bewohnten die Bungalows, die ich anfangs für unsere Unterkünfte gehalten hatte. Zunächst teilte Jo die Volontäre in Gruppen ein und wies ihnen verschiedene Arbeiten zu. Sie sprach

wieder sehr schnell, und so verstand ich nur »Futter vorbereiten«, »Gehege kontrollieren« und »Buschgras schneiden«. Außerdem »Raubtierfütterung« und »Pavianbabys«. Mein Herz schlug schneller. Ich konnte es kaum noch erwarten. Wenn es nur endlich losging, dachte ich, würde sich schon alles finden. Allerdings durften Jessie, Louise und ich nicht gleich mit anpacken. Aus Sicherheitsgründen ging die Einführung vor.

Nach wenigen Minuten war das Meeting vorbei, und alle machten sich an die Arbeit. Jo kam lächelnd auf uns drei zu. Ich mochte sie. »Guten Morgen. Alles klar bei euch?«

Wir nickten. Während wir mit ihr zum Büro hinübergingen, hielt ich meinen Zeigefinger hoch. »Das Erdmännchen hat mich gestern gebissen. Gibt es hier Tollwut?«

Jo lachte. »Wenn Twokkie Tollwut hätte, wäre es jetzt sowieso zu spät.« Als sie meinen Gesichtsausdruck sah, fügte sie rasch hinzu: »Mach dir keine Sorgen. Auf der Farm sind alle Tiere geimpft. Halte die Wunde sauber, dann heilt sie bestimmt bald. Aber am besten gewöhnst du dich gleich daran, dass man sich hier ständig irgendwelche Kratzer holt. Man blutet eigentlich immer irgendwo.«

Louise schien das gar nicht lustig zu finden. »Was heißt denn das?«, fragte sie alarmiert.

Jo zuckte die Achseln. »Das heißt, dass ihr überall auf der Farm arbeiten werdet. Das Buschgras ist scharf, da-ran schneidet man sich leicht. Man bleibt am Hühnerdraht hängen. Zieht sich einen Holzsplitter ein. Oder einen Dorn. Es gibt fast so viele Dornen wie Sandkörner in Namibia.«

Das Büro lag im selben Gebäude wie die alten Volontärsunterkünfte, die Futterküche und die Wirtschaftsräume. Davor war ein Areal durch einen mannshohen Palisadenzaun abgetrennt. Gestern hatte ich schon einen Blick dahinter geworfen, auf ein kleines Rasenstück, das von einem Maschendrahtzaun zu den Quartieren hin begrenzt wurde. Dort tummelte sich bestimmt ein Dutzend Landschildkröten in allen Größen. Mittendrin stand ein geräumiger Käfig aus Hühnerdraht, der bereits an vie-

len Stellen geflickt war. Oben war er mit Draht und losen Plastikplatten abgedeckt, um Regen und Räuber fernzuhalten. Denn hier residierten die fünf verwaisten Pavianbabys.

Aber das hörte man ohnehin schon von Weitem. Sie kreischten eigentlich immer, auch ohne besonderen Anlass. Ich hatte sie mir noch nicht aus der Nähe angesehen, da Paviane nicht gerade zu meinen Lieblingstieren zählten. Ich fand sie von jeher hässlich, dominant, unberechenbar und hatte nicht vor, mich eines Besseren belehren zu lassen. Mir genügten meine Vorurteile.

Auf dem kurzen Stück zum Büro kreuzten die Schafherde, die gerade auf die Weide getrieben wurde, der Truthahn und seine Hennen sowie die beiden nimmersatten Schweine der Farm unseren Weg. Außerdem ein paar Hunde, darunter Sabu, drei Jack Russells und Doggenmischling Tessa, die gestrenge Herrin des Rudels. Und von fern tönte das Gezeter der halbwüchsigen Paviane herüber, die in einem eigenen Gehege hinter der Lapa untergebracht waren und nicht weniger rauflustig als ihre kleinen Artgenossen zu sein schienen.

Ich sah den Hunden nach. Das war es doch, was ich gewollt hatte. Genau das: den ganzen Tag mit Tieren zusammen sein, draußen, unter diesem weiten afrikanischen Himmel, in einem anderen Leben. Schauen und lernen, hoffentlich auch über mich. Den Kopf frei bekommen, um Platz für neue Eindrücke zu schaffen. Der einzige Schönheitsfehler mochte sein, dass dies die Wirklichkeit war und keine Hollywoodkulisse. Die raue, hemdsärmelige Wirklichkeit, die bestimmt auch wehtun konnte, wie Jo gesagt hatte. Und die mit viel Mühe, Schweiß und Herzblut verbunden war. Das sah ich Jo und den San¹ an, die am Geräteschuppen mit Schweißarbeiten beschäftigt waren und zu uns herüberlachten. Aber auch den anderen Volontären, von denen einige schon zum zweiten Mal auf der Farm waren. Einige Koordinatoren hatten sogar ihre gut bezahlten Managerjobs aufgege-

¹ Die San sind die älteste Ethnie im südlichen Afrika. Ihr alter Name, Buschmänner, gilt heute als pejorativ und wird nicht mehr verwendet.

ben, um an einer Sache mitzuwirken, die sie offenbar für sinnvoll hielten. Jeder, der hierherkam, tat es aus Überzeugung, und ich bewunderte sie alle dafür. Warum konnte ich nicht einfach wie sie sein und mich ohne Wenn und Aber auf dieses Abenteuer einlassen?

Jos Einführung geriet sehr ausführlich und dauerte über eine Dreiviertelstunde. Das war auch nötig, schließlich hatten wir vom Leben im afrikanischen Busch nicht den Hauch einer Ahnung. Wir wussten gar nichts. Nicht einmal, wie der San-Name der Farm ausgesprochen wurde.

»Es ist eigentlich ganz einfach«, erklärte Jo. »Der Anlaut ist ein schnalzendes N. Daran müsst ihr eigentlich nur noch ankusé anhängen.« Bei ihr klang es wirklich ganz leicht.

N/a'an ku sê war erst zwei Jahre zuvor von einem weißen Ehepaar burischer Abstammung gegründet worden, Marlice und Rudie van Vuuren. Nicht lange, und der alte Volontärsblock war zu klein geworden, um alle freiwilligen Helfer aufzunehmen. Denn die van Vuurens betreiben weder Landwirtschaft noch Viehzucht. Eines ihrer Projekte widmet sich den San – so nennen sie sich selbst – sind in Namibia eine unterprivilegierte Volksgruppe, die oft in bitterer Armut, ohne medizinische Versorgung und schulische Ausbildung am Rande des Existenzminimums oder darunter lebt. Auf der Farm finden sie Arbeit, mit der sie ihre Familien ernähren können, und in dem kleinen Dorf ein wenig abseits der Farmgebäude ein Dach über dem Kopf. Die Kinder werden in einer eigenen Schule unterrichtet, und einige hundert Kilometer weiter östlich, in Epukiro, haben die van Vuurens für die San ein eigenes Krankenhaus errichtet.

Das zweite große Projekt der Farm hat sich dem Tierschutz verschrieben. Hier werden kranke, verletzte und verwaiste Wildtiere gesund gepflegt und nach Möglichkeit wieder in die Freiheit entlassen. Erst zwei Monate vor meiner Ankunft hatte man damit begonnen, Geparden und Leoparden auf den umliegenden Farmen einzufangen, um sie in Naturschutzgebieten wieder

auszuwildern, in denen sie kein Nutzvieh reißen können und Gefahr laufen, abgeschossen zu werden.

Auf der Farm haben aber auch Raubtiere Unterschlupf gefunden, die nicht mehr in die Freiheit entlassen werden, weil sie bereits zu sehr an den Menschen gewöhnt oder in der Wildnis nicht überlebensfähig sind. Dazu gehörten mittlerweile drei zahme Geparden, fünf Wüstenluchse, zwei Leoparden, fünf Löwen sowie zwei Afrikanische Wildhunde. Und natürlich die Paviane: achtzehn »Halbstarke«, die ich bereits gehört, und die fünf Babys, die ich von fern gesehen hatte.

Ich folgte Jos Ausführungen mit großen Augen. Abgesehen davon, dass ich nicht wusste, was ich mir unter Wüstenluchsen vorzustellen hatte, klang das wie die Erfüllung meiner Kleinmädchenträume. Ich würde all diese Tiere, die ich bisher nur aus dem Fernsehen oder Zoo kannte, aus der Nähe sehen ...

»Ihr werdet das Futter für die Tiere vorbereiten«, platzte Jo in meine Gedanken. »Nicht nur für die Schildkröten, sondern auch für die Wildhunde und Raubkatzen. Wir verfüttern meistens tote Pferde und Rinder. Selten auch einmal Wild – wir schießen nur, wenn es gar nicht anders geht. Das heißt für euch: Ihr müsst Fleisch klein hacken. Köpfe zersägen. Und Hufe vergraben, damit die Hunde sie nicht quer über die Farm schleppen. Hin und wieder wird es also ziemlich blutig. Hat jemand ein Problem damit?«

Wir sahen uns zögernd an. Ich für meinen Teil wusste zur nächst keine Antwort darauf. Plötzlich fiel mir etwas ein. »Mein Vater ist Jäger. Ich habe ihm schon mal geholfen, ein Hirschkalb auszuweiden«, sagte ich. »Dabei ist mir jedenfalls nicht schlecht geworden. Auch wenn es schon eine ganze Weile her ist.« Es hatte mir nur das Herz gebrochen, das schöne Tier, das eben noch quicklebendig durch die Alpenrosen getollt war, nun tot zu meinen Füßen zu sehen. Aber das behielt ich lieber für mich.

Jo lächelte. »Dann schaffst du das hier bestimmt auch.«

Jetzt meldete sich Louise zu Wort. »Wir können doch keine Pferdeköpfe zersägen!«

»Warum denn nicht?«, fragte Jo freundlich.

»Weil ...« Louise überlegte, wie sie ihre Empörung in Worte fassen sollte. »Weil Pferde doch auch eine Seele haben!«

»Keine Sorge«, entgegnete Jessie und lachte. »Die ist schon längst im Pferdehimmel, wenn sie den Löwen zum Fraß vorgeworfen werden.«

Abgesehen von der Futtermittelvorbereitung sollten wir überall dort mit anpacken, wo Not am Mann war – ob das nun im Pavillon angehege war, das wir zu säubern hatten, oder an der neuen Schafhürde, wo Pfostenlöcher gegraben werden mussten. »Am besten, ihr zieht alte Klamotten an«, riet uns Jo. »Hier bleibt man ständig irgendwo hängen. Und schmutzig wird man sowieso. Feste Schuhe braucht ihr natürlich auch. Wir haben Schlangen auf der Farm.«

»Was für Schlangen?«, fragte ich vorsichtig. »Auch giftige?«

»Ja, natürlich«, sagte Jo, als verstünde sich das von selbst. »Puffottern, Schwarze Mambas und Kapkobras zum Beispiel. Manchmal kommen sie sogar bis an die Unterkünfte, zum Beispiel, um sich ein warmes Winterquartier zu suchen. Seid vorsichtig, schließt immer die Zimmertür und passt auf, wo ihr hintr tretet. Die meisten Schlangen flüchten, wenn man sich ihnen nähert. Nur Puffottern nicht.«

Betretenes Schweigen war die Antwort auf diese Hiobsbotschaft. Insgeheim schworen wir uns vermutlich alle drei das Gleiche: in Zukunft immer erst die anderen vorgehen zu lassen.

»Und dann gibt's auch noch Skorpione und Spinnen«, fuhr Jo ungerührt fort.

»Spinnen«, wiederholte ich tonlos.

Sie lachte. »Ja. Neulich hat Flo sogar eine Schwarze Witwe entdeckt. Taranteln hatten wir auch schon. Der Busch ist eben kein Abenteuerspielplatz.«

Nach der Einführung war es so weit. Jetzt konnte ich zeigen, ob ich afrikatauglich war.

Von klein auf hatte ich immer geglaubt, man sei erst dann erwachsen, wenn man allein in der Wildnis überleben konnte. Wenn man wusste, wie man die Himmelsrichtungen bestimmte, wie man Feuer machte, den richtigen Weg fand und nicht verhungerte. Wahrscheinlich hatte ich zu oft im Wald hinter unserem Haus gespielt. Hatte zu viele Abenteuergeschichten gelesen, von Sven Hedin, Karl May und wie sie alle hießen. Jungmädchengeschichten haben mich dagegen nie interessiert. Sie unterschieden sich ja kaum von meinem eigenen Leben mit seinen kleinen und großen Kümernissen, aus dem ich mich wegträumte, hinaus in die Wüsten und Dschungel. Im Stillen hoffte ich immer, dass eines Tages eine »wilde Frau« aus mir werden würde. Eine, die die Gesetze des Waldes kannte. Die einen waghalsigeren Weg einschlug als andere. Weil ich doch selbst so ein graues Mäuschen war.

Daran erinnerte ich mich nun wieder. Während Jo Louise in die Futterküche schickte, um Gemüse für Schildkröten, Schweine und Paviane klein zu schneiden, kommandierte sie Jessie und mich zu der Gruppe ab, die gerade an der Pferdekoppel einen Graben für die Wasserleitung zur Schafhürde aushob. Beim Anblick der Spitzhacken fiel mir Jos Bemerkung ein, dass man hier »eigentlich immer irgendwo« blutete. Ich glaubte ihr aufs Wort.

Man macht sich keine Vorstellung von der Beschaffenheit der namibischen Erde zur Trockenzeit. Sie ist rot und staubig und wie versteinert. Als ich die Spitzhacke zum ersten Mal schwang, tat sich so gut wie nichts. Mein Hieb hinterließ einen lächerlichen Kratzer im Boden. Nur meine entzündete Zahnwurzel reagierte umgehend auf die Wucht des Schlags. Der Schmerz platzte wie eine reife Samenkapsel auf und sägte sich in meinen Unterkiefer.

Ich hielt mir die Wange und blickte mich um. Die anderen vier Frauen hatten kaum mehr Erfolg als ich; da uns insgesamt nur drei Spitzhacken zur Verfügung standen, mussten sich immer zwei von uns mit Spaten behelfen. Ich fragte mich, welche Kräfte

wohl am Werk gewesen waren, um die Erdkrume so aufreißen zu lassen, wie ich es tags zuvor bei der Herfahrt gesehen hatte.

Aber es half nichts – die Schafe brauchten Wasser. Und so wühlten wir uns verbissen zwei Stunden lang in den Erdboden. Wer eine Spitzhacke hatte, grub vor. Mit Spaten und Händen wurde anschließend die Rinne vergrößert und der Aushub beiseitegeschafft. Wir sprachen nur das Allernötigste, während unsere Gesichter rot und röter wurden. Jeder Hieb hallte in meinem Kiefer nach. Zwischendurch tauschten wir Hacken und Spaten und tranken Wasser aus unseren Flaschen.

Es war mittlerweile an die fünfundzwanzig Grad warm, die Sonne stand hoch am Himmel. Längst hatte ich die Fleecejacke ausgezogen und ins Buschgras geworfen, und bald klebte mir auch das T-Shirt am Leib. Der Schweiß auf meiner Stirn ging eine unselige Verbindung mit der Sonnencreme ein und bahnte sich unaufhaltsam seinen Weg hinab in meine Augen. Dort, wo der Griff von Hacke und Spaten gegen meine Handflächen drückte, zeichneten sich Schwielen ab. Ich biss die Zähne zusammen und machte weiter. Und spürte, wie mich allmählich die Wut packte. Ich gab sie zurück an diesen knochentrockenen, steinharten Boden. Grimmig. Schlag um Schlag, als gälte es das Leben. Aber er gab nicht nach. Er war stärker als ich.

Endlich hatte ich genug. Ich rammte den Spaten in den Boden und richtete mich wie ein altes Mütterlein daran auf. Wenn mein Rücken zu einer Lautäußerung fähig gewesen wäre, hätte er geächzt. Ich hatte das Gefühl, als würde mir gleich der Kopf platzen. Als würde ich gleich platzen. Explodieren. Ich brauchte das hier nicht. Ich wusste, dass ich hart arbeiten konnte, das tat ich das ganze Jahr über und musste es niemandem mehr beweisen. Ich wollte keine Bewässerungsgräben ausheben. Deshalb war ich nicht hergekommen. Ich wollte etwas über Tiere lernen, mit ihnen umgehen, und wenn das Anstrengung bedeutete, dann war ich gern bereit dazu. Nur nicht zu dieser Schinderei hier. Wenn das allen Ernstes so weiterging ... Ich dachte den Satz nicht zu Ende. Noch nicht. Doch ich wusste, dass er beim nächs-

ten Mal mit Wörtern wie »abbrechen« und »heimfahren« aufhören konnte.

Während ich noch mit mir haderte, sah ich April auf uns zukommen. Bei meiner Ankunft gestern war ich ihr geradewegs in die Arme gelaufen. Und diese Arme fand ich einer besonderen Erwähnung wert. Sie waren über und über mit dünnen Narben bedeckt, die sich weiß von Aprils sonnengebräunter Haut abhoben: eine neben der anderen, Dutzende, meist waagrecht, von einem Messer gezogen. Offenbar hatte sich April früher geritzt. Vielleicht tat sie es immer noch. Sie hatte sich sogar ein Wort ins Fleisch geschnitten: »wertlos«.

Zu den Narben, der Verzweiflung und der zerstörerischen Kraft, die dahinter lauerten, passte Aprils Aufzug, in dem ich sie das erste Mal sah: Sie war von Kopf bis Fuß blutverschmiert; selbst in ihrem weizenblonden Pferdeschwanz klebten ein paar dunkle Spritzer. Sie hatte gerade das Fleisch für die Raubtiere vorbereitet, und augenscheinlich war es ein wahres Schlachtfest gewesen. Umso gespenstischer wirkte der glückliche Ausdruck in ihrem Gesicht.

An diesem Tag steckte April in sauberen Sachen, doch ihre gute Laune hatte sie sich bewahrt. Ich fragte mich, welche Geschichte sich hinter den Narben auf ihren Armen verbarg. Man munkelte von einigen Selbstmordversuchen; welche Umstände dazu geführt hatten, munkelte man allerdings nicht. Hier auf der Farm fragte man nicht nach der Vergangenheit der Volontäre, rührte nicht daran. Wer arbeiten wollte, wurde herzlich aufgenommen; der Rest ging niemanden etwas an. Und April wollte arbeiten. Sie schien regelrecht darin aufzugehen. Kein Volontär war tüchtiger, fleißiger, fröhlicher. Ich bewunderte sie, ohne sie zu kennen. Offenbar hatte sie schon einiges hinter sich, und doch bemühte sie sich, ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen. Sie kämpfte.

»Die Fläschchen für die Paviane sind fertig«, sagte sie in ihrem breiten britischen Akzent. »Kommt ihr uns helfen?«

Pause. Erlösung. Wir legten Spaten und Spitzhacken weg und folgten April zum Gehege. Dort warteten schon die anderen Volontäre und eine Batterie Babyfläschchen mit warmer Säuglingsmilch auf uns. Und natürlich die halbwüchsigen Paviane, die aufgeregt am Drahtzaun standen und uns keckernd begrüßten.

Irgendjemand drückte mir zwei Fläschchen in die Hand. Wir nahmen entlang des Gehegezauns Aufstellung, und dann ging es auf Kommando los: Jeder Sauger wurde durch die Maschen im Zaun in ein Affenmaul geschoben. Während die Paviane an ihren Fläschchen nuckelten, hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, sie mir näher anzusehen. Sie waren gar nicht so hässlich, wie ich gedacht hatte. Die meisten von ihnen hatten schon Schlimmes erlebt; auch Paviane konnten offenbar eine schwere Kindheit haben. Ihre Mütter waren erschossen worden, in Wildererfallen geraten oder auf andere Weise durch Menschenhand umgekommen. Nicht selten hatte man sie nur wegen der Jungtiere getötet. Denn Pavianbabys waren unter der Hand als Haustiere sehr gefragt. Zum Glück gab es immer wieder wohlmeinende Menschen, die solche Fälle anzeigten oder die Waisen gleich selbst auf die Farm brachten. Hier hatten die Tiere ein großes Gehege, in dem sie sich austoben konnten, Futter und Artgenossen um sich. Allerdings waren sie allesamt Rabauken, die niemals von ihren Müttern und anderen älteren Rudelmitgliedern Manieren lernen würden.

Die beiden Paviane, denen ich die Flasche gab, hatten einen ordentlichen Zug. Sie standen da, die Finger in die Zaunmaschen gekrallt, und ruckten gierig an den Saugern, als könnten sie nicht genug bekommen. Dabei hielten sie unentwegt Blickkontakt zu mir, wie es auch Menschenbabys beim Trinken tun. Ganz gegen meinen Willen wurde mir warm ums Herz. Mit so viel Menschenähnlichkeit hatte ich nicht gerechnet; ich hatte mir nicht klargemacht, dass Paviane Primaten sind, also derselben biologischen Ordnung angehören wie wir. Ihre kleinen Finger mit den festen Nägeln sahen bis auf die Tatsache, dass sie pechschwarz

und behaart waren, wie die von Menschen aus. An den Fingerbeeren entdeckte ich feine Papillarleisten wie bei uns, und ich fragte mich, ob auch diese Affen einen unverwechselbaren Fingerabdruck hatten. Ganz besonders beeindruckten mich aber ihre strahlend weißen Zähne; die großen Eckzähne, die es durchaus mit denen eines Leoparden aufnehmen können, würden den Männchen erst in einigen Jahren wachsen.

Es konnte nicht so friedlich bleiben – meine erste Pavianlektion wartete auf mich. Nachdem alle Fläschchen leer getrunken waren, fragte April, wer Candy bei der Verfütterung der Hauptmahlzeit helfen wolle. Möglicherweise ahnte sie, dass ich gerade meine Abneigung gegen die Affen zu überdenken begann. Sie sah mich an. »Wie ist es mit dir?«

Ich zögerte. Hatte nicht jemand beim Frühstück von einem Pavianbiss erzählt? Ich wusste nicht mehr, wer es war, erinnerte mich aber noch gut an den großen blauen Fleck mit den sichelförmigen Bissmarken. Misstrauisch beobachtete ich die wilde Jagd, die alle paar Minuten durch das Gehege tobte, wenn die Affenbande mal wieder einen Schwächeren mobbte ... Andererseits hatte Jo keinen Zweifel daran gelassen, dass man es gern sah, wenn wir Volontäre uns mit den Pavianen beschäftigten. Und war ich nicht ohnehin hier, um meine Grenzen auszuloten? Plötzlich fielen mir Spitzhacke, Spaten und Schwielen wieder ein, die an der Pferdekoppel auf mich warteten. Ich nickte. »Okay.«

Und ich bekam meine Grenzerfahrung. Sobald Candy und ich mit der großen blauen Futtertonne unter dem stromführenden Draht hindurch ins Gehege geschlüpft waren, brach das Jüngste Gericht über uns herein. Die Paviane rasten auf uns zu, zeterten lautstark und rupften fordernd an unserer Kleidung. Schmuck, Haarbänder, Sonnenbrille und alle anderen beweglichen Besitztümer hatten wir vorsorglich draußen gelassen. Zuvor hatte April uns ziemlich nachdrücklich eingeschärft, uns langsam zu bewegen, die Tonne nicht aus der Hand zu geben und das

Futter in einem großen Kreis auszulegen, sodass die Affen abgelenkt und möglichst weit von uns entfernt waren.

Natürlich würden sie uns trotzdem nicht in Ruhe lassen, so viel wusste ich schon. Das war eben ihre Art, Neugier zu zeigen, redete ich mir ein. Da landete schon der erste Pavian mit einem Satz auf meiner Schulter. Ich war erschrocken von der Wucht des Aufpralls, ließ mir jedoch nichts anmerken. Ich ignorierte ihn dort oben, während ich mit Candy und der Futtertonne in unserer Mitte langsam weiterging. Das Tier roch nicht besonders gut, und ich wagte gar nicht daran zu denken, welche Organismen nun den Weg von ihm zu mir finden würden. »Was auch passiert: Wehrt euch nicht! Lasst ihnen ihren Willen! Sonst habt ihr sie alle am Hals.« Aprils Worte klangen wie ein Menetekel in meinen Ohren. Aber es half nichts. Nun mussten wir da durch.

Wir hatten den Futterplatz erreicht und stellten die Tonne ab. Schön festhalten und nur nicht loslassen, sagte ich mir immer wieder. Während ich in die gesammelten Speisereste unserer letzten Mahlzeit langte, verbot ich mir den Luxus, mich zu ekeln. Was ich sonst nicht für Geld und gute Worte getan hätte, betrachtete ich nun als reine Überlebensmaßnahme. Ich warf entschlossen eine Handvoll Essenspampe auf die Erde. Prompt verlor der Affe auf meinem Kopf die Freude daran, mich an den Haaren zu ziehen, und sprang zu Boden. Zwei andere waren auch schon zur Stelle und stürzten sich sofort in ein Handgemenge um das Futter. Es tröstete ein wenig, dass es Candy nicht viel besser erging. Das ganze Gehege war in Aufruhr. Und wir mittendrin.

Während wir standhaft weiter die Tonne ausschöpften, sammelten sich immer mehr Affen im Kreis um uns. Nach einer Weile hatte ich das Gefühl, dass das ganze Rudel bereits einmal auf meinem Kopf Platz genommen hatte. Von dort aus hatte man nun mal den besten Überblick und sah, wohin wir die nächste Portion warfen. Schon leerte sich die Tonne, und ich glaubte, wir hätten das Schlimmste hinter uns. Leider hatte ich die Rechnung ohne den Rudelführer gemacht.

Einen winzigen Augenblick nur nahm ich die Hand von der Tonne, und schon war Nemo da. Er, der Größte und Älteste von allen, zog sie mit einer herrischen Geste zu sich heran, fasste hinein und holte sich seine Ration. Reflexartig, ohne nachzudenken, griff ich ebenfalls nach der Tonne, um sie zurückzuerobern. Es trug mir Nemos gerechten Zorn ein.

Er hörte auf zu fressen und heftete seinen Blick fast nachdenklich auf mich. Eine Sekunde. Zwei Sekunden. Als ich die Tonne noch immer nicht freigab, war ich fällig. Er streckte die freie Hand nach meinem Arm aus, umklammerte ihn mit seinen schwarzen Fingern und biss ohne Umschweife herzhaft hinein. Dabei ließ er mich nicht aus den Augen, was bei einem Höhenunterschied von mindestens einem Meter dreißig bedeutete, dass er den Kopf in den Nacken legen musste. Dennoch blieb kein Zweifel an den Machtverhältnissen. So war es auch nicht der Schmerz, der mich dazu bewog zu gehorchen; ich spürte ihn zunächst gar nicht. Es war vielmehr Nemos ruhiger Blick, in dem zu lesen stand: »Pass gut auf. Dies ist eine Warnung. Ich beiße nicht fest zu. Aber ich kann, wenn ich will. Dann wird es allerdings wehtun. Es ist deine Entscheidung.«

Ich verstand jedes einzelne Wort seiner Botschaft und gab die Tonne frei. Sofort ließ Nemo von mir ab und widmete sich wieder der Futteraufnahme. Er hatte erreicht, was er wollte. Ich rieb mir den Arm und hütete mich, ihm nochmals in die Quere zu kommen. Während ich die letzte Handvoll Futter auf den Boden warf, wartete ich auf die Wut. Doch sie wollte nicht kommen. Ich konnte mir nicht helfen: Dieser Affe benötigte mir Respekt ab. In seinem kleinen Gehirn musste irgendeine Form von Denkleistung stattgefunden haben. Auch wenn ich den Kopf darum herum noch immer furchtbar hässlich fand.

*Unter der Dusche, kurz vor Sonnenuntergang. Inventur
Mal sehen, welche Blessuren ich schon jetzt, nach zwei Tagen, habe
... Ein Erdmännchenbiss, kaum verschorft ... Pavianzahnabdrücke,
grün und blau ... Eine Wurzelentzündung, ziemlich schmerzhaft und
pochend ... Schwielen an den Händen, insgesamt sechs ... Diverse*

eingetriebene Dornen ... Schürfwunden en masse ... Eine Zecke und bestimmt ein paar Dutzend Parasiten ... Und nicht zu vergessen das Nasenbluten, weil die Luft in dieser Höhe so dünn und trocken ist.

Es hätte schlimmer kommen können. Zum Glück hatte ich bei der Pavianfütterung mein langärmeliges Hemd an. Und Nemo war gnädig. Ich weiß kaum noch, wie wir aus dem Gehege gekommen sind. Nur an den Stromschlag zum Schluss erinnere ich mich noch gut. Ich habe mich unter der Tür wohl nicht tief genug gebückt ...

Nie wieder Paviane. Diese Irrwische tanzen mir nicht noch einmal auf der Nase herum. Mag sein, dass es mein Fehler ist. Dass ich zu unsicher bin ... Aber wie verhält man sich richtig, wenn einem ein Affe und der Schrecken im Nacken sitzen? April kann das. Das Geheimnis ist wohl: Sie hat keine Angst ... Wahrscheinlich sind wir nicht füreinander geschaffen, die kleinen Teufel und ich. Ich bin eine Hundefrau ... Gepardenfrau ... Hoffentlich. Das muss sich erst noch erweisen ...

Wie lange habe ich nicht an die wilde Frau gedacht. Erst in Afrika fällt sie mir wieder ein. Doch ich traue sie mir nicht mehr zu. Sie ist eine Nummer zu groß für mich. Sie wehrt sich, wenn es sein muss, mit Zähnen und Klauen, sie beißt und kratzt und schwimmt gegen den Strom ... Ich bin nicht wie sie. Ich lasse mich vom Strom treiben. Ich kenne die Gesetze des Urwaldes nicht. Ich werde gebissen. Ich wähle niemals den anderen Weg ... Nur die Sprache der Tiere will ich noch immer verstehen. Aber wahrscheinlich ist es dazu schon zu spät. In meinem Alter lernen sich Fremdsprachen nicht mehr so leicht ...

Ich bin müde. Der Zahn hämmert. Ich kann kaum etwas essen. Nachts ist es kalt, und in meinem Koffer herrscht heillooses Chaos. Auch das ewige Englisch strengt an und frustriert. Die Arbeit macht keinen Spaß, und ich frage mich, was ich hier eigentlich suche. Die wilde Frau kann mir gestohlen bleiben. Ich brauche mir nichts zu beweisen. Oder gar ihr ...

Die Dusche wird auch nicht richtig heiß. Ich hasse Frieren! Wenn diese Nacht wieder so eisig wird wie die letzte ... Selbstschuld, meine Liebe. Warum fliegst du auch mitten im deutschen Sommer hierher in den Winter. Aber hallo – was krabbelt denn da in der Dusche? Grasgrüne Fühler. Ein langes Etwas... Das muss eine Gottesanbeterin sein. Wenn sie denn unbedingt nass werden

will. Immerhin, solch ein Insekt schreckt mich schon nicht mehr so sehr. Ein Biss mehr oder weniger fällt nicht ins Gewicht ...

Nebenan in der Kabine singt jemand. »We are the champions.« Na, wenn er meint ... Klingt nach beneidenswert guter Laune. Schon auffällig, wie glücklich die meisten hier sind. Kein Wunder, viele von ihnen studieren ja noch. Da freut man sich, wenn man mal nicht mit dem Kopf arbeiten muss. Ich verstehe das gut. Vielleicht sollte ich offener sein. Sie sind doch alle sehr nett zu mir. Das Problem mit dem Altersunterschied habe vermutlich nur ich. Und mit dem Verstehen klappt es ja auch schon besser. Warum mache ich mir nur so viel Druck? Warum muss mir alles perfekt gelingen? Und ist es wirklich so schlimm, wenn ich mal versage? Das hier ist schließlich kein Wettbewerb. Es geht nicht um Noten, Geld oder Rekorde. Hier zählen Teamwork, Bewässerungsgräben, die fertig werden, und satte, gesunde Tiere. Es sind so viele Dinge zu tun. Die Farm muss doch laufen. Denn das hier ist Leben. Kein Wolkenkuckucksheim oder Elfenbeinturm ...

Ich weiß schon: Ich bin das Problem. Es ist gar nicht die Farm. Es sind nicht der Winter, die Paviane, Spitzhacken und Zahnschmerzen. Ich bin es. Ich klammere. Kann nicht loslassen. Zulassen, was geschehen will. Ich muss kontrollieren. Immer wissen, wie der Hase läuft ... Dabei bin ich doch hier, um mein Leben zu ändern. Um den Aufstand zu proben und zu sehen, was das mit mir macht. Ich kann es nur nicht. Ganz einfach. Rebellion war noch nie meine Stärke.

Also gut. Dann gib auf! Pack den Koffer! Brich ab und fahr heim! Und dann schau in den Spiegel, falls du noch kannst. Sei bloß froh, dass hier im Bad keiner hängt. Denn was du siehst, würde dir bestimmt nicht gefallen. Wie war das? Wolltest du dein Schneckenhaus nicht endlich hinter dir lassen? Dich nicht mehr verkriechen, nicht mehr an dir zweifeln? Und jetzt heulst du, weil du dein Abenteuer hast! War das schon alles? Kannst du nicht mehr? Bist du denn überhaupt nicht neugierig auf dich? Und was, wenn tatsächlich diese wilde Frau in dir steckt?

Schon gut, schon gut ... Ich habe ja nicht gesagt, dass ich abreisen will. Ich habe gar nichts gesagt. Nur, was mir wo wehtut. Was mich erschreckt. Was Fragen aufwirft. Man wird unter der Dusche ja wohl noch jammern dürfen. Heimlich und leise.

Ein Vorschlag zur Güte: Ich klebe ein frisches Pflaster auf meinen Finger. Beruhige den Zahn mit einer Tablette. Ziehe mich an und gehe zum Essen. Trinke Rotwein, den aus dem Karton, der gekühlt so gut schmeckt, und übe mich darin, einfach nichts zu erwarten. Nicht von den anderen und auch nicht von mir. Offen wie ein Scheunentor werde ich sein für alles, was ab jetzt kommen mag ... Und wenn das hier endlich, irgendwann, Spaß machen wird, bin ich die Letzte, die sich dagegen sträubt. Ich habe doch auch keine Lust, das Handtuch zu werfen. Mich klein zu machen. Vor mir selbst durchzufallen ... Schon gar nicht heute, nach diesem Tag. Diesen Triumph gönne ich Nemo von Herzen nicht.

Und jetzt habe ich Hunger. Mach's gut, Gottesanbeterin. Pass auf dich auf. Am besten, du bleibst diesen Affen fern. Glaub mir, sie beißen in alles, was sich bewegt. Und wir wollen uns morgen doch wiedersehen ...

